

Illustrirte Frauen-Zeitung

Hest 3.

Jährlich 24 Doppel-Nummern in Heften;
vierteljährlich 2 1/2 M.

Berlin, 1. Februar 1893.

Große Ausgabe mit allen Kupfern
vierteljährlich 4 1/2 M.

XX. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Leichtsinniges Volk.

Novelle von Paul Oskar Höcker.

(Fortsetzung.)

8.

Es war eine Stunde später.
Er war endlich erschienen. Nämlich Richard. Schon auf dem Vorfaal erhob sich ein fröhliches Lachen. Die warme, volle Stimme des Berg-Assessors klang da-
zwischen kräftig durch.

„Also ich störe wirklich nicht? Ich darf eintreten? Und wie sind Ihnen die bayerischen Alpen bekommen? Aber was frage ich. Wie vorzüglich Sie aussehen. Wahrhaftig, noch ganz gebräunt.“

„Und ich?“ schmolte Sascha. „Herr Berg-Assessor und Lieutenant der Reserve — ich lebe nämlich auch noch.“

„O mein gnädiges Fräulein, — bitte tausendmal um Verzeihung!“

„Nein, nichts von Pardon. Das nennen Sie Kameradschaft? Das ist also der Dank dafür, daß ich Ihnen oben auf dem Großglockner Edelweiß gebrocht habe? — Was, Sie erinnern sich nicht mehr daran?“

„Oh, ich werde nicht! Ihr Edelweiß-Sträußchen bereitete mir ja den schönsten Nachmittag meines Lebens.“

„Hahaha, Sie sind wieder unausstehlich.“

Während dieser ungebundenen, aber herzlichen Begrüßungs-Szene hatten sich die Eltern im Empfangszimmer zurechtgesetzt.

Florian befand sich in großer Verlegenheit. Die Stimme des Besuchers war ihm völlig unbekannt — er hatte nicht die leiseste Erinnerung mehr an den jungen Mann.

Jetzt trat Richard Lute in die Thüre. Er hatte draußen den Herbst-Paletot abgelegt, seinen funkelnagelneuen Cylinder aber zwischen den hellhandschuhten Fingern behalten. Die Haltung des jungen Mannes war tadellos; sie hatte nichts Steifes, Gemachtes, dagegen eine wohlthuende Straffheit und Sicherheit.

„Ah, mein lieber Herr Assessor!“ rief Florian mit gutgepielter, freudiger Ueberraschung, dem Besuch entgegengehend. „Ich vernahm doch gleich an dem herzlichen Geplauder meiner Töchter, daß wir einen guten Bekannten zu sehen bekommen würden.“

„Sie haben mich wiedererkannt, Herr Professor? Das hätte ich kaum zu hoffen gewagt. Sie waren ja im Sommer so beschäftigt, daß Sie sich um uns junges Volk wenig kümmern konnten.“

„Oh, auf den ersten Blick!“ murmelte Florian verlegen.

Richard begrüßte die Frau des Hauses, deren Fingerspitzen er küßte. Dann setzte man sich. Der Assessor mußte von seinen Reisen erzählen. Während er sprach, schweifte oft ein discreter Blick zu Kora hinüber. Diese saß andächtig lauschend neben der Mutter. Es lag etwas Mädchenhaft-Verschämtes über ihrer ganzen Erscheinung. Ungestlich wich sie den Blicken Saschas aus. In deren Augen blitzte es zuweilen schelmisch.

Als die erste Pause im Gespräch eintrat, erhob sich der Besuch.

„Keine Umstände, Herr Assessor!“ rief der Meister. „Und ja nicht formell! Wenn Sie sich bei uns wohl fühlen, so bleiben Sie.“

Richard folgte erfreut der Aufforderung des Hausherrn.

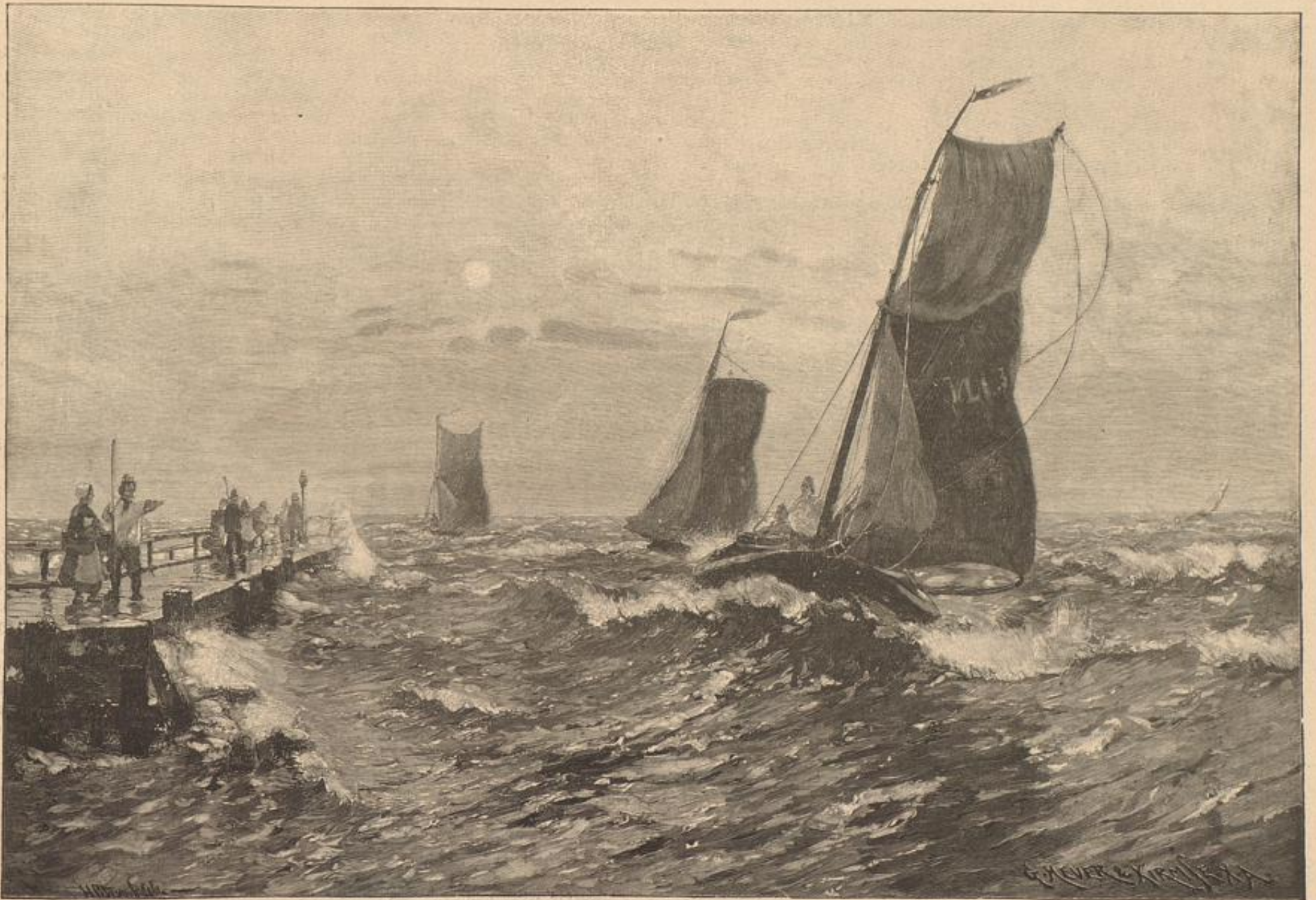
„Ich empfangen nachher noch ein paar Damen und Herren — nehmen Sie also eine Tasse Thee bei uns,“ setzte Frau Susanna hinzu.

„Und bis die Gäste kommen, zeigen wir Ihnen Papas neuestes Bild,“ schlug Sascha vor.

Die beiden jungen Damen erhoben sich. Blitzschnell sprang auch der Assessor auf.

Mit gnädigem Kopfnicken entließ die Hausfrau den Besuch. Dieser folgte den Töchtern des Hauses in des Meisters Atelier.

„Was sagst Du dazu, Florian?“ fragte Frau Susanna, als sie sich mit ihrem Gatten allein sah. „Nicht übel, nicht wahr?“



Holländische Fischerboote. Nach dem Bilde von Petersen-Angeln. — Siehe Seite 23.

„Wie der arme Kerl nur zu dem Vater kommt, — das ist mir ein naturgeschichtliches Räthsel.“

Während der Affessor mit seinen beiden Begleiterinnen über den Corridor wanderte, erinnerte sich Sascha plötzlich, ihr Taschentuch in ihrem Zimmer liegen gelassen zu haben.

Das vor ihr schreitende Paar verstand.

Raum hatte sich die Atelier-Thüre hinter beiden geschlossen, als auch schon auf Koras Lippen zwei heiße Küsse brannten.

„Aber nein!“ rief das Mädchen erschrocken.

„Vieher Gott — ich kann nicht anders!“ betheuerte Richard lachend, indem er Koras Hände in die seinen nahm. „Und wenn Dir's nicht recht ist, so gib sie mir wieder zurück.“

Aus Koras Augen traf den jungen Mann ein leiser Vorwurf. „Ach, nicht in dem Ton. Ich hatte mir's ganz anders gedacht.“

„Nein, Mädchen, nicht anders mehr. Lange genug hast Du mich von Deiner Seite verbannt. Sechs qualvolle Wochen. Wo ich überall herumvagabondiren mußte, nur — um mir zu überlegen, mich zu prüfen! Kora, ich habe ja in meinem ganzen Leben noch nicht so viel überlegt, als in der langen, langen Zeit. Und war's denn wirklich nöthig? Hast Du auch nur einen Augenblick geglaubt, wenn ich fern von Dir sei, würde ich mir's anders überlegen?“

„Nicht geglaubt — auch nicht gefürchtet.“ Kora jagte das im Tone innigen Vertrauens.

„Aber willst Du mich nun auch recht schön willkommen heißen? Hör' mal — ich glaube gar, Du hast mich noch nicht einmal wieder Du genannt!“

Kora blickte ihm gerade in die Augen. „Oh — Du!“ kam es dann aus ihrem Munde. Sie ließ ihre Stirn an die Brust des jungen Mannes sinken. Stürmisch preßte dieser den braunen Mädchenkopfe an sich. Plötzlich richtete sich Kora wieder auf.

„Ach, Richard, aber das ist doch unrecht! . . . Nicht wahr, Du meinst es doch gut mit mir? Sag!“

„Das werde ich Dir nicht sagen, mein Schatz, das werde ich Dir beweisen.“

In diesem Augenblick ließ sich draußen auf dem Corridor ein lautes Räuspeln vernehmen. Auch ein paar abgerissene Gesangstöne wurden geträllert. Dabei näherten sich Schritte. Sascha machte ihr Kommen so wahrnehmbar als möglich.

Das Paar war hastig aufgeprungen. Kora glühte. Aengstlich ordnete sie an den paar Stirnlöchchen, die wie ein feiner Rahmen ihr Gesicht abschlossen.

„Na?“ rief Sascha bei ihrem Eintreten. „Reizend — was?“

„Ach ja!“ stammelte Richard. „Ganz reizend.“

„Nun, offen heraus, wie finden Sie mich?“

„So lieb war das von Ihnen!“ sagte der junge Mann treuherzig.

Sascha brach in ein schallendes Gelächter aus. „Was denn? Wir reden doch von Papas Bild!“

Das Liebespärrchen wurde äußerst verlegen. Sascha wies auf die Staffelei. „Hier, die Strandscene. Der Junge da — das bin ich.“

„Entzückend!“ rief der Affessor. Er hatte sich schnell wieder gefaßt.

„Nicht wahr? Auf den italienischen Bengel ist Papa ganz stolz.“

Richard blickte das Mädchen mit schalkhaftem Zweifel an. „Auf das Original auch?“

Sascha schmolte. „Du, Kora, denk nur, und mit diesem Herrn hab' ich auf jeder Landpartie meine Chocolate getheilt! Aber daran erinnert er sich nicht mehr. Und wie oft wäre er angesichts der schweißenden Gletscher den Tod der Erschöpfung gestorben, wenn ich nicht seine Samariterin gewesen wäre. So geht's heutzutage. Na, ich sehe schon, ich passe nicht mehr in diese Judaswelt!“

Die drollige Entrüstung Saschas weckte die Heiterkeit der beiden Anderen.

„Ich warne Dich also ausdrücklich vor diesem Herrn, liebste Kora. Das ist ein Hütet-Guch!“

So plauderte man weiter. Das Pärchen schwamm in Wonne.

Die Eltern ließen sich nicht blicken. Und Sascha fand noch einmal — da draußen die Klingel ertönte — einen Vorwand, die Beiden allein zu lassen.

Als sie wieder in's Atelier zurückkehrte, waren Koras Stirnlöchchen in noch größere Unordnung gerathen.

9.

Endlich wurden die jungen Leute in Frau Susannas Empfangs-Zimmer gerufen. Eine lebhafteste Gesellschaft hatte sich dort versammelt.

Auch Friedel Liddemann befand sich unter den Gästen.

Er verzeichnete soeben den dritten mißglückten Versuch, sich Sascha zu nähern. So oft er eine Unterhaltung mit dem jungen Mädchen anknüpfen wollte, wurde dieses von Frau Susanna abgerufen. Liddemann merkte keine Absicht heraus. Aber etwas neidisch blickte er doch auf den Berg-Affessor. Dieser schnitt Saschas Schwester in sehr offenkundiger Weise die Cur. Eben jetzt — wie er sich zu dem Tisch in der Fensternische niederbeugte und Fräulein Kora mit der Wange nahe kam — unter dem Vorwand, Photographien der bayerischen Alpen zu betrachten!

Der junge Maler hatte seit seinem ersten Besuch bei Konski keinen Empfangs-Abend versäumt. Im Laufe der Zeit war er in den Salons Frau Susannas mit vielen berühmten Leuten bekannt geworden. Friedel hatte von der königlichen Akademie der Künste für sein der Jury vorgelegtes Bild den großen Staatspreis erhalten. Jeder andere junge Künstler hätte aus dieser Auszeichnung Capital zu schlagen gewußt; Friedel dagegen blieb nach wie vor bescheiden und durchaus nicht von sich eingenommen. Sein ganzes Wesen sträubte sich gegen Vordringlichkeit und Anmaßung. Wenn man ihm Lob spendete, so wehrte er verlegen ab. Das war eine Angewohnheit, die mit der Zeit für ihn schädlich werden mußte. Die Welt war nun einmal von jeher so, daß sie aus einem Menschen nicht mehr machte, als dieser aus sich selbst. Die Meisten, die Friedels prächtiges Gemälde gesehen hatten, waren von der Persönlichkeit des jungen Malers geradezu enttäuscht. Man hatte einen genialischen, extravaganten Künstler mit wallendem Lockenhaar erwartet und fand einen fast verschüchterten Menschen, der aus den bescheidensten Verhältnissen stammte und sogar einen Strich in's Spießbürgerliche hatte.

Frau Susanna hielt die von ihrer Tochter deutlich zur Schau getragene Bevorzugung des Malers im Anfang nur für eine vorübergehende Laune. Zu ihrem ärgerlichen Erstaunen mußte sie aber immer deutlicher erkennen, daß Saschas Neigung tiefer lag. Die übrigen Gäste, die in Konskis Hause verkehrten, hatten die zarten Beziehungen des jungen Paares schon längst heraus erkannt. Frau Susanna wußte dies; sie wüthete im Geheimen. Endlich einmal nahm sie sich Sascha vor und redete ihr ernstlich zu.

„Was ist das nur für eine Thorheit, Kind! Ich denke, Du kennst doch das Loos einer Künstlers-Gattin zur Genüge! Und nun gar die Frau eines so ledernen, spießbürgerlichen Gefellen! Ich kann Dir nur sagen, Kind, Herr Liddemann gefällt mir gar nicht!“

„Aber mir, Mama!“ erwiederte das Mädchen dreist. „Und das ist doch wohl die Hauptsache.“

Frau Susanna wies ihre Tochter wegen ihrer Raje-weise energisch zurecht. Sie nahm sich nunmehr vor, den jungen Maler ihre Abneigung deutlicher fühlen zu lassen.

Aber Friedel merkte nichts. Es erfüllte ihn eine geradezu rührende Dankbarkeit gegen Frau Susanna. Er kam mit staunenswerther Pünktlichkeit zu allen Thee-Abenden und war glücklich über jedes Wort, das er im Vorüberhuschen von Sascha zu hören bekam, oder ihr zustüstern konnte.

Am heutigen Nachmittage schien Frau Susanna besonders schlecht aufgelegt. Doch zwang sie sich zur freundlichsten Miene gegen ihre Gäste. Oftmals, wenn sie sich unbeobachtet wußte, bildeten sich düstere Wolken auf ihrer Stirn. Sie hatte ernstliche Sorgen. Vor Allem erfüllte sie die tödtliche Angst, daß Einer der Anwesenden ihre peinliche Geldverlegenheit durch irgend einen unglücklichen Zufall wahrnehmen könnte.

Man hatte soeben muscirt. Die Gäste zerstreuten sich in die anliegenden Zimmer.

Friedel war mit Sascha zurückgeblieben. Er zog sie in den Erker.

„Fräulein Sascha,“ sagte er mit zitternder Stimme, „heute habe ich großen Muth, — ausnahmsweise. Ich möchte mit Ihnen ein paar ernste Worte reden und dann — und dann — auch . . . mit Ihrer Mutter.“

Friedel athmete tief auf. Er wischte sich die Stirn mit dem Taschentuch.

„Um Gotteswillen, nur heute nicht!“ rief das junge Mädchen erschrocken. „Mama ist so schlechter Laune. Ach, Sie glauben ja gar nicht, wie's bei uns manchmal zugeht.“

„Ich kann nicht länger schweigen, Fräulein Sascha,“ sagte der junge Mann. „Mir kommt's schon vor wie ein Verrath, daß ich — daß ich . . . bei Ihrer Mutter Thee trinke und — und Sie so lieb habe!“

Sascha blickte verwirrt lächelnd zu Boden. So deutlich war Friedel allerdings noch nie gewesen. Eine unbestimmte Angst erfüllte sie.

Frau Susanna trat ein, gerade als Friedel mitten im Zuge war. Erst als sie dicht neben den Beiden stand, wurde sie von diesen bemerkt.

Erschreckt fuhren sie auseinander.

In Sascha stieg ein gewisser Trost auf. Sie war Friedel in einer an ihr sonst nicht wahrzunehmenden Bewegung einen langen, vielsagenden Blick zu. Dann verschwand sie.

Die Zurückbleibenden hatten eine ernste Unterredung. Friedel ward immer kleinmüthiger.

„Herr Liddemann, ich schätze Sie wegen Ihrer künstlerischen Tüchtigkeit, aber was meine Tochter betrifft — Sie werden mich verstehen. Sascha würde sich niemals an Ihre bescheidenen Verhältnisse gewöhnen können, auch sind die Einkünfte eines Künstlers, der noch keinen sehr berühmten Namen hat, etwas zu Unsicheres.“

„Aber mit der Zeit — ich meine — warum sollte mir's denn nicht auch einmal glücken, noch recht bekannt zu werden.“

„Ja, ich bitte Sie, darauf kann aber doch ein junges Mädchen nicht warten. Unter Umständen dauert so etwas recht lange.“

„Nun, für den Augenblick bin ich ja ziemlich gesichert,“ wagte Friedel wieder schüchtern einzuwerfen. „Von der Mutter hab' ich nämlich das Haus geerbt, draußen in der Köpenickerstraße. Es ist neu, schuldenfrei, und jetzt hab' ich's auch noch ganz mollig herrichten lassen. Das eine Stockwerk bewohne ich, das andere ist vermietet. Sagen Sie, gnädige Frau, ich meine — wenn die Miete auch nicht viel einbringt — zusammen mit dem, was ich mir durch den Verkauf meiner Bilder und Porträts verdienen kann, dürfte es doch wohl für einen kleinen Hausstand ausreichen, — vorderhand. Und ein bißchen Paar ist ja auch da.“

Frau Susanna war die Unterredung höchst peinlich. „Hm, lieber Herr Liddemann, — überhaupt die Köpenickerstraße. Das ist ein so himmelweiter . . .“

„Ach, gnädige Frau,“ fiel Friedel ängstlich ein, „die Pferdebahn und der Omnibus nach dem schlesischen Thor!“

„Nein, ich meine nicht die Fahr-Verbindung, ich meine — nun — eh . . . gesellschaftlich! Verstehen Sie mich?“

Friedel blickte die Malersgattin mit seinen großen ehrlichen Augen ganz trostlos an. „Ach, kommt's denn wirklich darauf an? Wenn nur der innere Mensch was werth ist! Daß ich ein fleißiger, ehrlicher Kerl bin — ich will mich zwar nicht loben — und daß ich Fräulein Sascha . . . recht, recht . . . na, Sie können mir's wahrhaftig glauben.“

Dem jungen Maler war das Weinen näher als das Lachen.

Frau Susanna blickte mit eisiger Miene vor sich nieder.

Friedel wurde immer banger zu Muth. „Die Köpenickerstraße, lieber Gott, viel Vornehmes wohnt ja nicht dort draußen. Aber man kann sich doch auch dort so unbändig glücklich fühlen. Als meine Mutter noch lebte! Gnädige Frau, die hätten Sie darüber hören müssen. Dreißig Jahre hat sie in dem Häuschen gelebt. Dort bin auch ich geboren und aufgewachsen. Wenn's auch kein glänzendes Dasein ist — so sagte sie immer — man lebt doch sorgenfrei.“

„Ja, aber mein verehrter Herr Liddemann,“ sagte Frau Susanna etwas gereizt, „Sie werden doch meine Tochter Sascha nicht mit Ihrer sehr achtungswerthen Frau Mutter vergleichen wollen. Ich kenne ja die alte Dame nicht, und es liegt mir ganz fern, sie in Ihren Augen herabzusetzen, — aber mein Kind hat denn doch ganz andere Ansprüche, die durch Bildung, Erziehung, Gewohnheit bedingt sind.“

Friedel sah die Sprecherin ganz erschreckt an. Daß Jemand seine verstorbene Mutter nicht als die höchste Instanz in allen Herzens- und Lebensfragen ansehen könnte, erschien ihm geradezu ungeheuerlich.

„Nein, Sie kennen die gute alte Frau nicht — werden Sie auch nicht mehr kennen lernen. Sie ist ja todt.“ Friedel machte eine Pause, dann fuhr er wehmüthig fort: „Gewiß, sie war eine einfache Frau. Sie hatte auch gar kein Verständniß für laute Vergnügungen. Aber da drin in der Brust besaß sie etwas, was Fräulein Sascha auch besitzt, — einen . . . na, was man einen guten Fond nennt — meine ich. Glauben Sie mir, auch Ihre Tochter wird sich dort draußen in Berlin O, in dem kleinen Häuschen mit der Fliederlaube glücklich fühlen. Dafür büрге ich — wahrhaftigen Gott.“

Frau Susanna zuckte die Achsel. „Ueber die Poesie der bekannten kleinsten Hütte mit der täglichen Kost Liebe und Griesuppe ist unsere Zeit doch wohl längst hinaus.“

Friedel war gekränkt. „Besser fröhlichen Herzens in der Dachkammer, als voll Kummer und Sorge in der Bel-Etage. Von weitem sieht sich so ein glänzendes Heim ganz schön an, aber wenn man näher tritt . . . es giebt kein Häuslein, es hat kein Kreuzlein. Und

wenn Ihre Tochter heirathet — warum soll sie dann gar keinen Wunsch mehr haben! Wäre denn das ein Glück? Hand auf's Herz, gnädige Frau, haben Sie wirklich keinen Wunsch mehr? Also seien Sie nicht hart und geben Sie mir ein ganz klein wenig Hoffnung. Wenn ich auch noch nicht der vollkommene Schwiegerjohn bin, den Sie sich wünschen — ich will ja noch streben, ringen! Und die Hauptsache bleibt ja doch, daß ich das Mädchel selbst wohl fühlt, nicht wahr? Ach, und wenn ich sie erst einmal dort draußen in dem kleinen Häuschen als meine Frau habe — dann, dann . . . lieber Gott, ich hätte ja nur den einen Wunsch und den einen Gedanken, meine kleine Sascha glücklich zu machen!"

Friedel erstaunte über sich selbst. Wo hatte er nur den Muth und den Athem zu der langen Rede hergenommen?

Aber so herzensgut er es meinte, seine Worte waren für die augenblickliche Stimmung Frau Susannas recht schlecht gewählt. Es war dieser, als ob Friedel ihr mit jedem Satz einen Dolchstoß zu versetzen beabsichtigte. Besser sorgenfrei im Dachstübchen als . . .! Frau Susanna biß die Zähne zusammen. Ein tiefer Groll erfaßte sie. Die bittere Wahrheit, die in Friedels Worten lag, kränkte sie. Aber sie wollte sich nicht überzeugen lassen. So frostig als sie vermochte, versetzte sie:

„Kurz und gut, Herr Viddemann, ich habe andere Pläne mit meinem Kind. Wenn Sie sich wohl fühlen in der Köpenickerstraße, so ehrt Sie das ja nur. Aber es ist etwas verwegene, von meiner Tochter verlangen zu wollen, daß sie sich aus Pietät für eine verstorbene Schwiegermutter in solchen, — na, immerhin etwas proleta . . . hm, — nun eben dort draußen wohl zu fühlen!"

Friedel hatte Frau Susanna so entsetzt angesehen, daß ihr das Wort in der Kehle stecken blieb. Sein Antlitz war freibleich geworden. Es würgte in ihm. Verzweiflung, Zorn oder Scham — er war sich selbst über seine innere Bewegung nicht klar — beraubte ihn der Sprache. Linkisch verbeugte er sich und ging. Dann kehrte er wieder zurück. Er druckte und schluckte.

„Zawohl, gnädige Frau, — Proletarier, das sind wir. Aber bloß äußerlich, gnädige Frau. Denn was meine Mutter war, die war — hoho — da brauchte sich Keins zu schämen, mit der guten Alten zu verkehren, bei Gott nicht! Innen, im Herzen drin, wo's kein Mensch gesehen hat, da war sie . . . 'ne Königin war sie, bei Gott! . . . Und — und — — das wollte ich Ihnen bloß noch sagen.“

In Friedels Augen blitzte es. Er wandte sich ab. Die Gefühle hatten ihn übermannt. Er schnitt ein grimmes Gesicht, weil er sich seiner Bewegung schämte, verbeugte sich nochmals linkisch gegen Frau Susanna und ging. Diesmal ging er wirklich.

Die Malersgattin blickte ihm achselzuckend und gärgert nach.

Blötzlich stand Sascha neben ihr. „Er ist fort? Du hast ihn weggeschickt? Rundweg abgewiesen?"

Frau Susanna nagte an ihren Lippen. „Wie Du siehst,“ sagte sie gereizt, fast spöttisch. Da sie einen stürmischen Gefühlsausbruch ihrer Tochter erwartete, so sicherte sie sich von vornherein durch einen leichten, wegwerfenden Ton. Aber sie hatte sich getäuscht; Sascha blieb äußerlich ganz ruhig.

„Ach Mutter, wenn wir das nur nicht zu bereuen haben. Denn sieh 'mal, treu und ehrlich meint er's doch, der gute Friedel, — wenn er auch nur ein Proletarier ist.“

Sascha hatte die letzten Worte ganz leise gesprochen. Frau Susanna fuhr zornig empor.

Das Mädchen hatte also gelauscht!

Mit einem niederschmetternden Blick sagte Frau Susanna an ihrer Tochter vorbei und verfügte sich in die anstoßenden Zimmer.

„Aber meine theuerste Freundin, Sie wollen uns schon verlassen? Ach bitte, bitte, bleiben Sie doch noch ein halb Stündchen! . . . Es ist gerade so gemüthlich! . . . Fräulein Coralli wird noch ein paar Lieder singen — „Vergleichliches Ständchen,“ von Brahms und „Am Meere“ von Wilhelm Berger. Kennen Sie die Stücke? Nein? Müssen Sie hören — himmlisch! Also bitte!“

Frau Susanna sagte das Alles mit liebenswürdiger Herzlichkeit. Es lag etwas Strahlendes auf dem Antlitz der immer noch schönen Frau.

Nun gerade wollte sie die sorglos glückliche Hausfrau spielen!

Es war ihre Abschiedsrolle . . .

10.

Der Berg-Assessor hatte mehr Glück als Friedel. Als sich alle übrigen Gäste empfahlen, blieb er allein noch

da. Er hatte sich mit dem Hausherrn besonders angefreundet. Florian nahm ihn mit in sein Atelier hinüber. Die beiden Herren rauchten eine Cigarre. Dabei kam eine lebhaftere Unterhaltung in Gang. Richard sprach über seine persönlichen Verhältnisse und erzählte von seinem Vorleben und seinen Verwandten.

Er hatte niemals ein glückliches Familienleben kennen gelernt. Seine Eltern hatten sich ein paar Jahre nach seiner Geburt getrennt. Niemals hatte ihm seine Mutter, die ihn erzog, den wahren Grund der Scheidung genannt. Aber es war ihm später Manches über die Lebensweise seines Vaters zu Ohren gekommen, was ihm einen tiefen Einblick in diese unglückliche Ehe gestattete. Es wurde bei ihm zur Gewißheit, daß die Untreue des Gatten die Ursache der Trennung gewesen war. Saladin Luge hatte sich wenig um seine von Berlin fortgezogene Gattin und deren Kind gekümmert. Sie hatte seiner Zeit jede Unterstützung des Ehegatten zurückgewiesen; von Haus aus vermögend, bedurfte sie des Geldes nicht. Sie widmete sich lediglich der Erziehung des Knaben. Als dieser herangewachsen war und in Berlin die Hochschule bezog, suchte er seinen Vater einmal auf. Die beiden standen einander ganz fremd gegenüber. Richard fand in dem Kunsthandwerker einen egoistischen, immer noch sehr weltlich angelegten Herrn, der den lieben Gott einen guten Mann sein ließ und sich nur darum bekümmerte, möglichst schnell und möglichst viel Geld zu verdienen, um es in zweifelhafter Gesellschaft ebenso schnell wieder durchzubringen. Tieftraurig kehrte Richard zu seiner Mutter zurück. Er verschwiegte der schnell gealterten Frau, was er erfahren hatte. Bald darauf starb seine Mutter. Sie hatte gut hauszuhalten verstanden und hinterließ ihrem Sohne ein stattliches Vermögen. Als Richard in unsagbarem Schmerz vom Grabe der Entschlafenen heimkehrte, fand er das Weilschreiben seines Vaters vor. Es war ein gar seltsamer Erguß. Er wolle die Verstorbene zwar nicht anklagen — do mortuis nil nisi bene — aber sie habe ihn nie verstanden und darum sein Leben vernichtet. Wenn sie ihn damals nicht mit ihrer Eifersucht geplagt hätte, so wäre der Bruch nicht entstanden, u. s. w. u. s. w. Schließlich bot Saladin Luge seinem Sohne Geld an. Er lasse sich nicht lumpen und werde seinem Bankier Anweisung geben. Richard solle nur die betreffende Firma, die genau bezeichnet war, jederzeit über seine Adresse unterrichten. Der junge Mann war empört. Er schrieb seinem Vater in höflich-kühlem Ton zurück: er habe wohl geglaubt, daß sich ihm nach diesem schweren Schicksalsschlag das Herz seines Vaters aufstun werde — statt dessen öffne sich nur sein Portemonnaie; er verzichte nunmehr auf beides. Damit war der Bruch zwischen Vater und Sohn vollständig, und niemand kümmerte sich mehr um den anderen.

Florian hörte mit sehr gemischten Gefühlen zu. Dieser Saladin — er war ihm nur zu gut bekannt! Der Meister erging sich in ziemlich nichtsagenden Zwischenrufen.

Endlich kam Richard zur Hauptsache. Er sprach über seine Beziehungen zu Nora.

„Ihr Fräulein Tochter hatte mir eine Prüfungszeit auferlegt. Ich sollte ein paar Wochen reisen, ehe ich ernstlich mit Ihnen spräche, Herr Konsti. Das ist geschehen.“

Konsti brummte schmunzelnd ein paar Hms vor sich hin. „Sie müssen aber wissen, daß meine Mädels arm sind wie die Kirchenmäuse. Ich habe nämlich ein bißchen flott gelebt und — eh . . .“

„Ich bin glücklicherweise in der Lage, ohne Mitgift, sogar ohne einträgliche Amtstellung einen behaglichen Hausstand gründen zu können. Sprechen wir also nicht über Geld.“

„Das ist mir auch lieber!“ jagte der Meister. „Und Sie brauchen also wirklich keine Bedenkzeit mehr?“

Richard lächelte. „Wozu jetzt noch überlegen? Der Verstand irrt — das Gefühl nie!“

„Hm,“ schmunzelte Florian, „das ist nicht übel. Sie gefallen mir, Herr — eh . . .“

„Und so gestatte ich mir denn, um die Hand von Fräulein Nora anzuhalten.“ Richard war aufgestanden. Seine Cigarre war ausgegangen; er hatte sie auf den Aschbecher gelegt.

Auch Florian legte die Cigarre aus der Hand. Er war in eine feierliche Stimmung gerathen.

In diesem Augenblick trat Frau Susanna mit Nora ein.

Eine herzliche Familien-Szene spielte sich ab.

Später kam noch Sascha hinzu. Als alle einander küßten — Richard seine Braut und seine Schwieger-Eltern, auch seine hübsche neue Schwägerin, Konsti seine Gattin und seine Töchter, zog auch Frau Susanna die Schwester der glückstrahlenden Braut an sich. Aber Sascha sträubte sich sichtbar. Frostig blickte sie an der Mutter vorbei.

Schließlich ließ der Meister ein paar Flaschen Sekt heraufholen. Man stieß auf das Wohl des Brautpaares an.

„Zum Sonntag laden wir ein paar Freunde ein, nicht wahr, Florian?“ sagte Frau Susanna. „Dann soll die Verlobung unseres Kindes veröffentlicht werden.“ Der Meister war einverstanden.

Zu diesem Augenblick läutete es. Das Stubenmädchen trat ein.

„Die Leute von die Bilderhandlung sind da. Sollen sie 'rein?“

„Aber ob!“ rief Konsti tief aufathmend. Er warf seiner Gattin einen vielsagenden Blick zu. Diese verfügte sich nebst dem neugeborenen Schwiegerjohn, der ihr den Arm reichte, und ihren beiden Töchtern in's Nebenzimmer.

(Fortsetzung folgt.)

Kochdruck verboten.

Zur Frauenbewegung.

Eine Studie von Richard Wuskow.

(Schluß.)

Wie wurde noch vor kurzem gegen die Bethätigung der Frauen in der ärztlichen Praxis geeifert, wie scharf wurden auch die maßvollen Kämpfer für eine den Verhältnissen entsprechende begrenzte Mitwirkung der Frauen an der Ausübung des ärztlichen Berufes angegriffen! In diesen ablehnenden Anschauungen ist ein unlegbarer Umschwung eingetreten; man fängt an, sich selbst in den besonnensten Kreisen mit dem Anspruch der Frauen an der Ausübung ärztlicher Thätigkeit zu befreunden, und auch die preussische Regierung beginnt, der neuen Strömung eine größere Geneigtheit entgegenzubringen, die sich bald in praktische Maßregeln umsetzen dürfte. Es ist richtig, daß sich Manches gegen die Ausübung des ärztlichen Berufes durch Frauen mit voller Berechtigung einwenden läßt, und auch ich bleibe dabei stehen, daß nicht die Anatomie und der Secirsaal der geeignete Platz für die Thätigkeit der Frauen sind, daß durch das medicinische Studium die zarte Blüthe des Mädchenthums und der ahnungslosen Weiblichkeit an Duft und Reiz verlieren wird. Auch andere wesentliche Bedenken sind gegen diese Thätigkeit erhoben worden, deren Gewicht nicht zu verkennen ist. Daß den Frauen ein natürlicher Trieb innewohnt zum Pflegen, Heilen, Lindern der Schmerzen und anderen, auf die Erleichterung des Lebens bezüglichen Obsorgen, wird niemand leugnen. Dieser Trieb nähert sie dem ärztlichen Beruf. Daß aber derselbe jemals in seinem vollen Umfange von den Frauen erobert werden wird, daß wir berühmte weibliche Kliniker oder gar Operateure haben werden, glaube ich nicht; die Ausübung der ärztlichen Kunst wird wohl immer bei uns als eigentlicher Lebensberuf des Mannes angesehen werden, und nur in geringem Umfange wird die Bethätigung der Frauen eintreten. Aber auch auf kleinem Gebiete kann sie segensreich wirken und sich unentbehrlich machen. Das wird besonders bei der großen Zahl der Frauen-Krankheiten der Fall sein. Ein sehr bedeutender Schritt in dieser wichtigen Frage wird geschehen sein, wenn sich zunächst in den größeren Städten einzelne beschäftigte und wohlrenommirte Aerzte dazu entschließen, für die genannte Kategorie von Krankheiten sich tüchtiger weiblicher Assistenten zu bedienen, nachdem diese unter geeigneter Leitung einen praktischen Cursum absolviert haben. Diese Mitwirkung erscheint mir ganz naturgemäß und notwendig, und wenn die Aerzte sich dauernd ablehnend gegen dieselbe verhalten sollten, so würden wir diesen Mangel an Wohlwollen mit einem kleinlichen Concurrerz-Neid zu erklären genöthigt sein. Schon jetzt klagen einsichtige Frauen mit Recht darüber, daß ihnen für ihre Bestrebungen, die nicht willkürlichen Launen, sondern der harten Nothwendigkeit entspringen sind, seitens der Männer kein Verständnis und kein Wohlwollen entgegengebracht wird, und es wäre sehr bedauerlich, wenn Goethes Wort, nach welchem die Männer sich deswegen gegen eine tiefere Bildung der Frau sträuben, um sich nicht von klugen Frauen beschämen zu lassen, auch in diesem Sinne noch für unsere Zeit seine volle Geltung behielte.

Da man „Doctor“ und „Apotheker“ gewöhnlich in einem Athem zu nennen pflegt, so möchte ich bei dieser Gelegenheit meiner Verwunderung Ausdruck geben darüber, daß der Apotheker-Beruf meines Wissens bisher von den Frauen nicht in Anspruch genommen ist, während sie doch schon in eine ganze Anzahl von sogenannten „unweiblichen“ Berufsarten eingedrungen sind, sich sogar vor Modellstechen und Circus-Arbeit nicht fürchten. Ich finde, daß die Frauen sich ganz vorzüglich zum Apotheker-Beruf eignen, und wenn der Staat sich erst entschlossen haben wird, ihnen naturwissenschaftliche Collegia zu eröffnen und Examina abzunehmen, dann werden wir ganz zweifellos sehr bald sorgfältige und praktisch tüchtige Apothekerinnen haben. An Pünktlichkeit, Sorgsamkeit, Genauigkeit und Gewissenhaftigkeit thun sie es den Männern gleich, und wer einmal Gelegenheit hatte, in den Klostern dem Schaffen und Warten der ehrwürdigen Frauen in den Laboratorien zuzusehen, der wird seine etwaigen Zweifel über die Verwendbarkeit der Frauen auf diesem, ihnen bisher verschlossenen Gebiete sicherlich fallen lassen. Etwas „Unweibliches“ läßt sich doch hierbei gewiß viel weniger finden, als im ärztlichen Beruf; mir persönlich kommt wenigstens der weibliche Zahnarzt, der ja bereits vollständig beglaubigt ist, um eine wesentliche Nuance „unweiblicher“ vor.

Wir haben im Anfange unserer Auseinandersetzungen auf die ureigene Bestimmung der Frau eindringlich hingewiesen und betont, daß das beseligende Wirken am eigenen Herde für Haus und Familie ihr eigentlicher Arbeitskreis ist, der ihr inneres Glück am sichersten verbürgt. Die sorgende und waltende Hausfrau, die liebende, sorgsame Mutter ist und bleibt die höchste und beglückendste Bestimmung der Frau, ihr edelster

Die Leute von Ankönes sagten, das Meer käme nicht wieder, das Meer habe ihn gefordert. — Das Meer? Sie glaubte es nicht! Er hatte ihm getrotzt in wilden Stürmen und war Herr geworden, — er kannte es, wenn es auch tobte und wüthete, — es verschlang ihn nicht, den das Meer, sie vertraute ihm und dem großen Steuermann dort oben. Und er hielt Wort, — und wenn auch sein Schiff in den Bogen brach, er würde doch gekommen sein, sein Wort einzulösen, der das Meer. „Wenn die Sonne sich wendet, Junge, dann komme ich wieder und hole dich, mein Kind!“ Und die Sonne wandte sich, — und nein, sie wollte es nicht ausdenken, — das war kein Traum, das war doch Wirklichkeit! Nicht umsonst hatte sie mit unsäglichen Mühen die Klippen von Ankönes erklimmt. Sie sah das weiße Segel der „Kara“, wie es dort auf den Wellen tanzte und schaukelte, ihr Spielzeug! Nur eine einzige rasche, zu harte Bewegung — und sie glitten drüber hin und gläteten sich über ihm und lächelten und spiegelten sich in dem Schein der Sonne.

Eine furchtbare Angst kam über sie, und der jauchzende Ruf „Vater“ erstarrte auf den Kinderlippen. Sie sah, wie die Sonne noch einmal aufglühlte, um wie eine Feuerkugel in's Meer zu sinken. Und eben war es noch Tag, ein kühler, sonnenheller Tag des hohen Nordens. Und nun ist es Nacht. — Das Leben geht schnell, schneller wie ein Traum. — Die Nebel kommen vom Meere her — und das Schiff? Fern sah sie es noch, das weiße Segel, nun kommt eine Welle und noch eine. — Es wird nebelhaft grau, das weiße Segel der „Kara“, — und nun sieht sie nichts mehr. — Aber sie hört noch, wie sich die Wellen an den kristallinen Spigen brechen. — Es ist ein eigenthümlicher Ton, manchmal wie ferne Glocken, — wie der Klageklang einer springenden Saite. Vom Meere her brausen die Bogen heran, schäumend, gewaltig und mit ihnen dumpf aufstöhnend die Eisblöcke. — Wehe dem armen Fahrzeug von Menschenhand! — Dann kommt der Sturm, schnell und mit fliegendem Athem; — aber er ist kalt wie Todesodem, und unter seinem eisigen Hauch erlahmen die klopfenden Pulse, — und langsam fühlt sie die Kraft des Lebens, die durch die Adern rinnt, erstarrend, dem Herzen zu treiben. Es wird so still, so ruhig wie nie zuvor. Sie weiß die Zeit nicht mehr, wo es nicht gehofft und gesehnt mit jedem Schlag. — Nun hofft es nicht mehr. Steht es still? — Ja, sie fühlt es nicht mehr, denn sie lauscht auf den großen Pulsschlag der Natur. — Es sind graufige Gesichter, die das Meer und der Sturm sich erzählen, — von Opfern und von sehnsüchtig klopfenden Menschenherzen, die sie zur Ruhe gebettet.

Und nun hört sie einen Laut, der das Brausen des Meeres mit seinen wilden Melodien hell übertönt. Ist es der Schrei einer Wölfe, die der Sturm mit sich gebracht? Nein, es ist ein wilder, verzweifelter Ruf aus einer geängstigten Menschenbrust. Sie schreckt empor. Was Alles nur ein Traum? Nein, noch einmal hört sie ihn, er kommt vom Norden her. „Junge Klassen!“ — Es ist ihr Name, und sie wendet das Haupt mühsam nach der Richtung des Tones. Sie sieht dort auf den Klippen im versinkenden Abendschne eine knabenhafte Jünglingsgestalt stehen. „Lars“, — flüstern ihre Lippen „Lars“ — und wie erkennend, — „Byörn, — Byörn Sternsen!“ Ein wunderbares Gefühl kommt über sie, sie spürt nicht mehr die Klippen, die ein Eiswind ihr in's Gesicht getrieben. Ein warmer Hauch weht über sie dahin. — Ist es der belebende Odem einer Menschenbrust? Sie weiß es nicht. — Es ist ihr, als ob sie fortgetragen würde, — hinweg über die Klippen von Ankönes. — Sie schlägt wohl die Augen auf, — zwei Sterne leuchten über ihr. — Ob sie den dunkeln, unsicheren Weg zeigen, — den Weg, den man nur einmal erklimmt, — den Weg, — sie weiß nicht, wohin er führt! Hinauf! —

Die Nebel des Meeres kämpften mit der kühleren Strandluft. — Lautlos lag die Stadt, still, wie der letzte Gedanke vor dem Traum, zog der Abend über sie dahin. Nur von den fernen Ufern drang hin und wieder ein schwacher Ton, wie ein Flüstern herüber. Ob die Wellen den Ufern von vergangenen Jahrhunderten erzählten? Von Schiffen, die auf stolzen Schiffen durch Nordlands Meere gezogen, die Insel Thule zu suchen, — die Insel der Glücklichen! Ob sie hier gestrandet! Ob sie sie gefunden?

Dort an dem Leuchtturm lehnte ein Mann, fast noch ein Jüngling, in nordischer Färbung. Sein Antlitz war schön, aber scharf und dunkel, wie aus Bronze gemeißelt von einer Künstlerhand, und seine Gestalt schneid, wie ein Bild eburner Kraft. Und doch, wie alles Unvollkommene, Menschliche, so schien auch hier der Künstler hinter seinem Gedanken zurückgeblieben zu sein, — denn wie er sich eben bewegte, zog er mühsam einen Fuß nach sich, — ein Krüppel! Jetzt beugte er sich vor, und nun sah man erst in dem hellern Lichte, das vom Thurm herunterfiel, wie finstler der Ausdruck dieses jungen Gesichtes und wie ein bitterer Zug dort um die vollen, kühngeschwungenen Lippen lag. Ob er das Rauschen der Wellen zu seinen Füßen verstand, der Bursche? Und wenn er's verstand, — was kümmerte es ihn, daß arme, irrende Menschen hier einst ihren Tod gefunden, weil sie das Glück gesucht! — Thoren, die sie gewesen! Und dachte er nicht auch eben an ein Glück? Oh nein, ein verlorenes, das ist keins. Und konnte er verloren nennen, was er nie besessen? — Und doch, wie oft hatte er von einer Zeit geträumt, wo dort an der Thüre seines ärmlichen Hauses sein Weib stehen würde, die mit ihren sehnsüchtigen, weltfernen Augen hinausblühte, um auf seine Heimkehr zu warten. Das rothe Licht des Herdfeuers würde auf ihrem goldigen Haare aufglücken, — oh, wie das blendet! Warum hielt sie sich Byörn Sternsen sonst die Augen zu? Warum wollte er das trügerisch schöne Bild schneller verschleuchen, damit ihm seine Hütte nachher nicht dunkler und öder schiene, als jeden Abend, wenn er heimkehrte. — Er hörte nicht, daß neben ihm ein leichter Frauenschritt auf einen Stein stieß. „Habt Ihr Lars Klassen gesehen, Byörn Sternsen?“ Seine Mutter jammert nach ihm. Es ist auch schon spät, denn die Andern sind längst an Land. Ich wußte nicht mehr, womit ich sie still kriegen soll, da litt's mich nicht im Haus! Die See trieb's heut' auch wieder arg, und nun da sie still ist, verkehrt man die Richtung im Nebel.“

Er blühte in ein feines Mädchenantlitz. — Es war dasselbe, welches er eben vor sich zu sehen geglaubt, nur daß der rosige Schimmer fort war. Während sie sprach, irrten die großen, träumerischen Augen angstvoll über die Klippenfläche

des Meeres; sie fanden nicht, was sie suchten, nur die Nebel zogen hin und her, und weiter reichte der Blick nicht. — Byörn Sternsen wußte es ja, wenn ihre Augen so sehnsüchtvoll suchten, und er fühlte es heiß zum Herzen strömen. War das Reid?

„Und Du, Junge Klassen, um wen bangst Du denn?“ frag er höhnlich. Sie sah ihn an, aber es war ein Blick, als sähe sie ihn nicht, — und langsam wie im Traume antwortete sie dann: „Um meinen Stiefbruder, Lars Klassen, — um wen sonst?“ Aber als verstand sie nun erst den Sinn seiner Worte, fuhr sie auf. „Wahrt Euch, Byörn Sternsen! Wer giebt Euch ein Recht, so zu sprechen?“

„Junge Klassen,“ — heiß und schwül, wie der Bluthauch einer Sommernacht, ging es durch die Stimme des Sprechers, der jetzt näher getreten war. „Warum liegt Euch so viel an ihm — und an mir nichts, gar nichts?“ Es kam keine Antwort. „Warum hörst Du mich nicht, Junge Klassen?“

Das Mädchen hatte sich an einen der riesigen Pfeiler des Leuchtturms angelehnt, mit beiden Händen sich festklammernd, damit der Bursche, der vor ihr stand, sie nicht erfassen sollte, und blickte ihn aus ihren großen Augen feindselig und doch ängstlich an. „Lohnt mich zu frieden, Byörn Sternsen,“ stieß sie trotzig aus weichen, leidenschaftlich bebenden Lippen hervor, „lohnt mich zu frieden!“ Und näher drängte sie sich an den Eichenpfeiler. Der Bursche machte keine Bewegung auf sie zu — aber in seinem schmalen, nervigen Gesicht ludte es, und in den dunkeln Augen glühte es auf, während die stolzen Lippen ein kaltes, spöttisches Lächeln umspielte.

„Ich soll Dich nicht anfassen, Junge? — Damals, als ich mein Leben für Dich einsetzte, auf den Klippen von Ankönes, da war ich nicht zu schlecht, Dich aus Todesbanden zu reißen, als alle Dich verloren hielten, auch Lars Klassen! Und nun stößt Du die Hand, die Dich rettete, fort, wie ein giftig Gewürm! Soll ich Dich mahnen an die furchtbare Nacht, Junge, an die Stunde, wo ich Dich fand, wo ich mit meinen Händen den Weg zurück dahine in dem gefrorenen Schnee, zwischen den Klippen hindurchkriechend, Dich nachziehend, — bis Knie und Hände mir wund und blutig den Schnee färbten? Soll ich Dich mahnen, wie ich, als ich Dich an meinen zusammengeknürlen Kleidern den furchtbaren Abhang hinuntergelassen, selber bloß und frierend nachsprang, von der Höhe, von welcher noch keines Menschen Auge ohne Grauen hinabgesehen, um Dich mit meinem Leibe zu schützen vor Kälte und Tod, und wie mein Fuß dort auf dem Eisblock zerplitterte und ich zum Krüppel wurde, der ich jetzt bin?“

Byörn Sternsen that einen Schritt auf das Mädchen zu, die noch immer unbeweglich vor ihm gestanden. Nur hin und wieder hatte es über ihr bleiches Gesicht gezuckt, wie er gesprochen. Jetzt sah sie ihn groß und voll an, — und wie sie nun sprach, zitterte es wie ein bitteres Weh durch ihre Stimme. „Ich wollte, Ihr hättet mich droben liegen lassen, Byörn Sternsen, da wäre im Frühling das Wasser von den Klippen gekommen und hätte mich mitgenommen zum Meere, das die Heimathlosen aufnimmt! So sonnig und warm war seitdem kein Tag mehr wie damals, als ich auf dem Felsen eingeschlafen!“ Das Mädchen sprach es hart und rauh, aber in ihren Augen blühten die Thränen auf. Und dann fragte sie: „Warum liebst Du mich nicht liegen, Byörn Sternsen, — wie die Andern? Warum nicht?“

„Warum? Jetzt weiß ich's. Damals wußte ich es nicht, daß es die Liebe war, die mich zu Dir trieb in wahnwitziger Angst. Hät' ich's gewußt, ich hätte Deine kalten Lippen den Eid sprechen lassen, den Eid der Treue, wenn auch Dein Herz nichts davon gewußt, dann wärest Du jetzt mein gewesen. Nun ist das Leben Dir zu theuer, das ich mir gerettet! Aber was wußte ich damals von der Liebe, die den Menschen wie Wahnsinn jagt! Ich war fast noch ein Knabe und suchte nicht das Weib in Dir, nach dem der Mann verlangt. Ich suchte Dich, weil ich glaubte, es gebe ohne Dich keinen Tag mehr, — kein Licht, — keine Freude in der Freude, — als könnte ich nicht leben ohne Dich. — Oh, ich weiß noch, als ich den Abend heim kam und Dich nicht fand, da dachte ich die Angst, es könnte eine Zeit geben, wo Du nicht mehr auf uns warten würdest, — dort am Strand, — auf Lars und mich! Und ich mußte fort und Dich suchen. Seitdem ist mancher Tag hingegangen! Wenn ich abends heimgeh', da denke ich, Du müßtest dort stehen, Junge, und in der Thüre auf mich warten, und wenn ich dann komme, sind die Fenster dunkel und die Stuben kalt und leer. Hast Du das Alles vergessen, Junge, so denk' an die Kinderjahre, wo wir hier zusammen gespielt. Du warst dann wohl die Meerkönigin, und Lars und ich Deine Getreuen. Wer am meisten Steine und Muscheln Dir brachte, der sollte König sein. Und ich hatte immer die meisten. Junge, willst Du den nicht nehmen, der Dir am meisten Liebe bringt?“ Byörn Sternsen hatte bisher zur Erde gesehen, als juche er die Spuren der Kinderfüße, die dort zurückgeblieben sein mußten. — Nun sah er bittend zu dem Mädchen auf und umfaßte die Hand, die sie abwehrend ausstreckte.

„Das ist lange her, Byörn! Die Kinder wissen's nicht besser, — aber ich bin kein Kind mehr! Ich, — ich will, ich nehme,“ brach sie dann leidenschaftlich aus, „keinen Krüppel, keinen Norweger, keinen Fischer, der dem Meere sein kärglich Gut raubt, und die Schätze, die andere sammelten, — sich heran holt! Ich bin eine Schiffer-Tochter, Byörn Sternsen!“

Der Bursche war freideweig geworden. Nun stürzte er in wilder Wuth auf das Mädchen zu: „Wer sagte Dir, daß ich nahm, was nicht mein. Wer? Und wer lehrte Dich unser Blut und das Gurige zu scheiden? — In den Kriegen gegen Euch vom Süden haben wir's vermischt. In den Kriegen, wo Ihr über unsere Berge kamt und unser freies Land unter Eurer Füße knechtet! Elend und zum Krüppel hast Du mich gemacht, daß ich der Plagge nicht folgen durfte, die mich auf's Meer rief, nach dem ich mich gesehnt seit meinen Kinderjahren. Und elend willst Du mich machen für's Leben, Junge! Aber ich lasse mich nicht knechten von einem Weibe, das ich zwingen kann!“

„Meinst Du, Byörn, Junge Klassen ließe sich zwingen? zwingen von einem Krüppel? Das versuche Du nur,“ stieß sie höhnlich auslachend hervor, — „das versuche Du nur, Byörn Sternsen!“

Sie stand vor ihm, hoch aufgerichtet, die schlanken Hände zornig geballt. Aus den Augen war der träumerische Blick verschwunden, — es waren andere, fremde, heiße Augen, die ihn ansahen. Es war auch nicht mehr das Weib, welches er liebte und begehrte, — es war eine jenes anderen Geschlechtes, das er haßte und welches sich der Mann seit Jahrtausenden unter-

than gemacht, weil es schwächer. Seine nervigen Fäuste griffen nach den weichen, abweichenden Händen des Mädchens. — „Und wenn ich auch ein Krüppel bin, Junge, so bin ich doch ein Mann,“ kam es von seinen haßjudenden Lippen, „ein Mann, der ein schwaches Weib zwingen kann, ihren Willen zu beugen!“

Es ist ein vergebliches Ringen, ein ungleicher Kampf, Mann gegen Weib! — Wie ein ohnmächtiges Gefühl kam dieser Gedanke über sie, sie wußte nicht mehr, was sie gethan, ein Schrei nach Hilfe, der weithin über den einsamen Strand scholl, gelte durch die Luft. Hatte sie ihn ausgestoßen?

Byörn Sternsen fühlte sich zu Boden gerissen, und über sich sah er die sonst so ruhigen Augen des Schweden Lars Klassen unheimlich, in heißem Zorne aufsehenden. — Ein Messer blühte durch die Luft, schneller wie ein Gedanke vor der That, — nur eine Sekunde vielleicht, — und ein marterschütternder Wehruf hallte über die Ufer von Ankönes, bis er sich im Nebel des Meeres brach. — Dann hörte man die stehenden Tritte eines Menschen, den die Kainsfurcht über die Erde jagt, — den dumpfen Schlag der Ruder, der im Pfläschern der Wellen verklang, die an's Land kamen, um wieder in's Meer zu sinken, — hörte das Nöcheln einer todeswunden Menschenbrust, — und dann wurde es still, ganz still.

An den felsigen Klippen von Ankönes brachen sich die Bogen, die ein wüthender Sturm mit mächtigem Arm gegen die Ufer trieb. Zwischen den Klippen stand Junge Klassen und spähte und lauschte hinaus, spähte nach einem weißen Segel, welches eben in weiter Ferne sichtbar wurde und dann wieder verschwunden war hinter den gewaltigen Wellen, die sich haushoch davor türmten, und lauschte, — lauschte mit stoden dem Athem auf das Nothsignal, das doch abgegeben werden mußte. — Aber sie hörte nichts, nichts als die tobenden Wasser, die sich an's Ufer drängten und, wie Donner grollend, wieder zurückprallten. Der Schaum, der über die Klippen hinüber flog, wehte wie Flocken auf ihr langes, aufgelöstes Haar, blieb da drauf haften, bis er in Tropfen wieder hinunter rieselte. Sie achtete nicht darauf. — Als Kind hatte sie einmal die gefährlichsten Klippen von Ankönes erklimmt, um das Schiff ihres Vaters zu erwarten, er war nicht gekommen — und ohne Byörn Sternsen wäre sie dort oben liegen geblieben und hätte weiter geschlafen, den Todesschlaf. — Ob Junge Klassen an diese Stunde dachte? Nein, das war Alles nur ein Traum gewesen — das Schiff, welches sie zu sehen geglaubt, strandete an Englands freier Küste und sah Norwegens wilde Ufer nie wieder. — Aber heute war es kein Traum, — das weiße Segel dort gehörte dem Schiffer, der an's Land steuerte, um sich die Braut zu holen; würde er es erreichen? Ein leiser Wehruf kam von den weißen Lippen des Mädchens, und die schlanken Hände preßten sich vergebens in einander. War denn keine Hilfe? Auch die wettergewohnten Männer von Ankönes, die manchen Sturm über sich dahin brausen gesehen, würden die Riemen nicht ziehen, um wahnwitzig in den gewissen Tod zu gehen! Und lange konnte das Schiff den Wellen nicht mehr Stand halten! Nur Einer war's, der's mit jedem Sturm aufnahm, — das war sein Todfeind, — Byörn Sternsen, und der würde den ruhig sterben sehen können, der ihm das Weib raubte, welches er begehrte. Raubte? Hatte sie nicht aus freiem Willen Lars Klassen genommen, mit dem sie zusammen aufgewachsen. Sie hatte keinen Bruder, aber so mußte man sich freuen, wenn einem nach langen Jahren ein Bruder heimkehrt, nach dem man sich gesehnt, — sich freuen, wie sie sich gesehnt. Und nun spielten die Wellen mit dem, was sie als ihr Glück ersehnte. Einam, öde und dunkel würde das Leben sein ohne ihn, wie dort das Meer, wenn die Wellen für Augenblicke das gebrechliche Fahrzeug verbargen, — o Gott, und sie würde es nicht ertragen können! War denn Niemand weit und breit, der es auch nur versuchen würde, ein Menschenleben den tödlichen Gewalten zu entreißen! — Dort stieß ein Fischer an's Ufer. Sie sah, wie seine nervigen Arme die Ruder mit aller Kraft gegen die sich bäumenden Wellen spannten, wie der weiße Gischt an seinem dunkeln Gesicht vorüberflog, — Byörn Sternsen! — Sie dachte nicht mehr an die Klust, die sich seit jenem Abend zwischen ihnen aufgethan, — dachte nicht mehr daran, daß es seine Hand gewesen, die das Messer gezückt, um es in die Brust Lars Klassen's zu stoßen, — es waren ja Jahre darüber hingegangen.

Ein Sprung, und sie war unten, und noch einer, und der Kahn bewegte sich unter ihren Füßen. „Byörn, Ihr müßt ihm helfen! Ihr seid der einzige, der's wagt, Ihr und ich, die anderen haben's vor Stunden aufgegeben, ihm Hilfe zu bringen. Sie sind alle Nemmen, nur mit dem Leben giebt man seinen Willen auf — und seine Hoffnung!“

„Es ist Wahnsinn, Junge Klassen, die Böe spielt mit dem Schiff, als ob's Kinderspielzeug wäre! Auch ich hab's eben als vergeblichen Kampf aufgegeben. Man soll Gott nicht in Versuchung führen!“

Sie stand noch im Kahn und hatte eines der Ruder ergriffen, als ob sie jeden Augenblick von den Felsblöcken abstoßen wollte, um ihn wieder in's Meer zu treiben. Aber sie that's nicht, sondern blickte unverwandt in das schöne, finstere Männerantlitz vor ihr, in dem jetzt keine Färbung zuckte. Fast forschend war dieser Blick, — war alles Feuer denn erloschen unter diesen dunkeln Sternen, glimmte nicht doch noch ein Fünkchen Leidenschaft für sie in seiner Brust? Sie war ein Weib, — sie mußte es wissen! Es war ein thörichtes, wahnwitziger Gedanke, daß man Alles, was man entfesseln, auch zügeln kann! Oder wußte sie nicht in diesem Augenblick, daß sie schöner war als je, begehrtenwerther? Warum sah sie ihn denn an, — bittend, verlangend?

„Ich kann und will es thun, Junge!“ Wieder wehte es heiß und schwül wie der Bluthauch einer Sommernacht über sie dahin, wie damals, — damals. — Fast wäre das Ruder in seiner Hand zerplittert, so gewaltig war die Kraft, mit der es geführt.

Ein Schrei kam von den fernen Ufern her. — Männer stiegen ihn aus, als sie ein Boot von neuem in See treiben sahen, in den gewissen Tod. — Junge Klassen hörte ihn nur noch wie ein fernes Echo verhallen. — Sie war am Kiel zusammen gesunken und krampte sich mit den weißen Händen an den Bord des Fahrzeugs fest, über welchem die Wellen hoch emporstiepen. — Es war ein starkes Fischerboot und doch frachte es, wenn eine Riesenwelle nach der andern an seine Planen schlug; aber noch waren es zwei nervige Arme, die es lenkten, — auf offener See würde keine Menschenkraft es mehr vermögen. — Jetzt wußte sie es, wahnwitzig war ihr Verlangen gewesen — und mit weißen Lippen und starrem

Blid sah sie, wie die Barke mit jedem Ruderschlag dem Fahrwasser zuglitt. — „Barmherziger Gott!“ und sie wollte und konnte es nicht hervorbringen das Wort „zurück“, tonlos kam es von ihren Lippen und ungehört floh es von dannen.

„Junge!“ — Hören Stjernsen ließ die Riemen sinken und beugte sich über sie, — in seinen Augen glühte die alte Leidenschaft auf, und sein Mund sprach heiße, sinnverwirrende Liebesworte. Was kümmerten ihn die Wellen, die sein Schiff zu zerschellen drohten, seine Seele, sein ganzes Sein verlangte die Lippen zu küssen, die ihm einst gestolzt.

„Junge, noch ist es nicht zu spät, — hier an den Pforten des Todes frag ich Dich, willst Du mein Weib sein? Lars Klassen kann nur Gott retten, ich nicht! — Wenige Fuß weit, und wir haben das Fahrwasser erreicht und mit ihm den breiten Strom, der an die Ewigkeit grenzt, und wenig Ruderschläge zurück, dann werden wir den Tag wiedersehen, die Sonne, die über Anshens aufgeht, und das Glück!“

„Hören Stjernsen, ich kann, ich kann mein Wort nicht brechen, und wenn auch Erd' und Himmel über mir zusammenstürzen wollten! Ich kann's nicht, Hören Stjernsen, — ich gab Lars mein Wort!“ — Es klang wie der letzte innere Kampf vor dem Unterliegen. Hören Stjernsen hörte nicht mehr die Verheißung, die aus den verzweifeltsten Worten für ihn herausklang, er hörte nur das eine: „Ich kann's nicht, Hören!“

„Kannst Du nicht mit mir leben, dann sollst Du mit mir sterben, Ansheng, ich lasse Dich nicht!“ flüsterten seine Lippen über ihr, und seine Arme umschlangen sie heiß und athemberaubend.

Die Wasser drängten sich über den Bord des Schiffes, das unter ihnen versank. Eine Welle zog sie mit sich hinunter, aber sie schlenkerte sie auch wieder hinauf und dem Lande zu. Bar's doch der Trieb zum Leben? Hören Stjernsen arbeitete mit seiner Last, die er nicht lassen wollte, dem Ufer zu, — oder war's ein unbestimmter, ungewisser Glaube an ein besseres Leben, ein Leben mit ihr, die er den tobbringenden Mächten entreißen wollte? — Was war's, das ihm auf einmal das Leben lebenswerth erscheinen ließ? Waren es die wenigen Worte, die von den blassen Lippen kamen, die er vorhin so wonnetrunken geküßt? Worte, die nicht ihm galten, sondern einem anderen, den er haßte! „Ich liebe Dich!“ oder galten sie ihm? Er dachte nicht mehr darüber nach, — es waren die Worte, die er seit Jahren von diesen Lippen ersehnt, und immer wieder flüsterten sie — „Ich liebe Dich!“ Seine Kraft mußte anhalten, sie durfte nicht erlahmen, es galt sein Glück, das von anderen stets mit Füßen getretene Glück. — Noch eines Armes Länge, „o Gott, o barmherziger Gott,“ betete er, „nur die Kraft, — die Kraft!“

Dann fühlte er nichts mehr. Die letzte Bewegung gab sie frei, und die Wellen, die sie auf einen flachen Felsenvorsprung warfen, zogen ihn zurück in's Meer. Er hörte nichts mehr, auch nicht seinen Namen, der von ihren Lippen kam und die Worte „Ich liebe Dich!“ — Sie lag dort auf dem Felsen, bewusstlos und wie im Traume. — Aus weiter Ferne kam ein Schrei.

War es die Wöbe, deren weiße, weiche Flügel eben ihre Stirn gestreift? oder war es sein Ruf nach Hilfe? — Ueber ihr Gesicht glitt es wie ein Lächeln, und ihre Lippen flüsterten: „Ich komme, Hören, — ich rette Dich, — ich liebe Dich ja!“ — eine leise Bewegung dem Meere zu, und die Wellen zogen sie hinab in ein tiefes Grab, — oder treiben sie sie dem breiten Strome zu, hinter welchem ein anderes Leben anfängt? —

Nachdruck verboten.

Wie sollen wir Concerte besuchen?

Von M. Steuer.

Schon mit dem ersten Winterfroste rüstet sich die Schar der Virtuosen zum Kampf, — heißt doch Concert Wettstreit, — und die Finger der heiligen Cäcilie treten auf das Podium, gewöhnlich in so verwirrender Fülle, daß die überraschte Musikfreundin Figaros Worte: „Alle auf einmal, ich kann nicht mehr!“ ausrufen möchte.

So erscheint es denn nicht ganz nutzlos, einmal den Versuch zu machen, einen Leitfaden durch diesen Irrgarten musikalischer Genüsse zu geben. Dabei wird sich einerseits herausstellen, daß das Angenehme und Landläufige nicht immer das künstlerisch Notwendige ist, andererseits, daß man unter Umständen das Noblesse oblige zu berücksichtigen und auch einmal der Kunst ein kleines Opfer zu bringen hat.

Um System in die Theorie zu bringen, wollen wir erst die Vocal- und dann die Instrumental-Musik in den Kreis unserer Betrachtung ziehen. Bleibt doch das Edelste, Schönste, Kostbarste, was eine gütige Mutter Natur dem Menschen verliehen, eine schöne Stimme. Diesen kostbaren Schatz zu hegen und zu pflegen und sich an ihm zu erbauen, ist eine der wichtigsten Seiten unseres Concert-Lebens, und darum stellen wir in die vorderste Reihe desselben die Pflege und den Besuch des Chorwerkes. Welche Herz und Geist in gleicher Weise befriedigende Fülle der Eindrücke gewährt das Hören eines großen Chorwerkes! Der positiv Gläubige wird bei den Dratorien Wachs und Händels zur ästhetischen Befriedigung noch die religiöse Erbauung empfinden; Mendelssohn und Brahms werden jeden Empfänglichen entzücken, und wer weniger erbaut, als entzückt sein will, wird bei den weltlichen Chorwerken eines Schumann, Mendelssohn, Bruch, Gade, Rubinstein besessens geborgen sein. Aber die Sache verlangt ihr vollgerüstet Maß künstlerischer Theilnahme. Die Chöre mit ihrer complicirten musikalischen Architectur, mit ihrer das Ohr anfangs überraschenden Vielstimmigkeit, die fugirten Fimal-Chöre kann man nur voll verstehen und würdigen, wenn man sie öfters, ja möglichst oft hört. Die Verehrerin des „Don Juan“ oder des „Lohengrin“ hat im Lauf des Jahres mehrfach Gelegenheit, sich mit ihrem Liebling zu beschäftigen; aber selbst in großen Musikstädten kommen der „Messias“ oder „Das Paradies und die Peri“ nur alle zwei bis drei Jahre je einmal zur Aufführung. Darum heißt es hier erst recht: „Nimm die Stunde wahr, eh sie entschlipft.“

An zweiter Stelle erbitten wir die freundliche Theilnahme unserer musikalischen Leserin für die Concerte der a capella-Gesangvereine, in denen der Sänger nur auf sein eigenes Gehör angewiesen und allezeit zu strengster Selbstkritik genötigt ist. Wenn irgend wo, so wird hier streng und gewissenhaft studirt; aber „schön ist das Mähen, herrlich der

Lohn“; denn keine bessere Schule giebt es für das Gehör, als active und passive Theilnahme an einem a capella-Chore. Wie weit schließlich die Musikfreundin sich an Kirchen-Concerten, in denen der Gesang vorwiegt, betheiligen will, das wird individuellern Ermessen anheimzugeben sein; wunderbare Schätze liegen in den Compositionen eines Votti, Vittoria, Caldara, Durante ausgebreitet; leider ist das alles auf lateinische Texte componirt und somit dem vollen Verständniß des weiblichen Geschlechtes schwer zugänglich.

Auf dem Boden der absoluten oder Instrumental-Musik hat gerade das deutsche Volk seine stolzen geistigen Heldenthaten verrichtet; die Symphonien Mozarts, Beethovens, Mendelssohns, Schumanns sind Gemeingut der ganzen civilisirten Welt und bilden in ihrer kühnen Architectur das Entzücken des Kenners. Gar nicht angelegentlich genug können wir sie daher der Theilnahme der gebildeten und bildungslustigen Frauenwelt an's Herz legen, nur mit der Bedingung, daß gerade auf diesem Gebiete die sorgfältigste gewählte Stufenfolge für eine gedeihliche Entwicklung Sorge tragen müsse. Mit Haydn und Mozart wolle man anfangen; ihnen reiße sich die Beethoven'sche Keunheit an, und die Romantiker mögen den Abschluß bilden. Wer in der glücklichen Lage ist, mit einem Partner vor- oder nachher die betreffende Symphonie im vierhändigen Clavier-Auszug (der sich zum Orchester verhält, wie die Photographie zum Oelgemälde) durchzuspielen, der möge sich diesen Genuß, der Bildung und Vergnügen so harmonisch vereinigt, nicht entgehen lassen. — Mit der Kammermusik ist es ungefähr dieselbe Sache, wie mit der Kirchenmusik; sie setzt, wenn anders das Buch der wirklichen musikalischen Erkenntniß nicht immer mit sieben Siegeln verschlossen bleiben soll, eine unentwegte Aufmerksamkeit und gewissenhaftes Studium seitens des Hörers voraus. Wer auf diesem Gebiete etwas leichtere Kost genießen will, dem seien die Compositionen für obligate Kammermusik an's Herz gelegt, welche meist, — es sei hier nur an Beethovens Septett erinnert, — ein frühliches Behagen an anmuthig bewegtem Tonspiele befunden und das philosophische Element in den Hintergrund treten lassen.

Und nun das Letzte, nicht das Beste: das Clavier, dieser musikalische „Hans in allen Gassen“. Das Clavier möchten wir unseren Leserinnen nur soweit empfehlen, als es im Concert auch concertant, also in Verbindung mit anderen Instrumenten, in erster Reihe also mit dem Orchester, auftritt. Das Clavier als selbstherrliches Solo-Instrument gehört in's Haus, und die von den pianistischen Größen eingeführte Mode des „Clavier-Abends“ ist ein Brauch, von dem „der Bruch mehr ehrt, als die Befolgung“. Zudem züchtet er mit logischer Consequenz jenes pianistische Mittelgut, das den Schrecken des wahrhaftigen Musikfreundes bildet.

Damit wären wir am Ziele unserer auf stüchtige Streifblicke abzielenden Wanderung, bei der uns wärmste Theilnahme für die Wundergaben der vielerden Tonkunst geföhrt hat. Allerdings — wer in der Musik nur stüchtigen Augenblicksgenuß sucht, wird bei den landläufigen Virtuosen-Concerten zumeist vollaus seine Rechnung finden. Da aber gerade die Frauen die Aufgabe haben, ideale Güter zu pflegen, so werden sie, — daß sind wir sicher, — auch auf diesem Gebiete gern bereit sein, ihre Theilnahme nur dem Würdigen zuzuwenden. Der Lohn wird nicht ausbleiben, denn der Künstler kann mit Goethes Worten seinen Gönnern zurufen:

„Wer immer strebend sich bemüht, Den können wir erlösen.“

Nachdruck verboten.

Holländische Fischerboote.

Von Petersen-Angeln.

Siehe das Bild Seite 17.

Die Fischerboote haben ruhige See und glückliche Fahrt gehabt; mit reichem Fang beladen, kehren sie zurück. Auf dem Landungssteig warten Männer und Frauen der Heimkehrenden, um mit ihrer Arbeit zu beginnen, sobald die Boote gelandet sind. Ein Bild, wie man es in jedem holländischen Fischerdorf fast täglich beobachten kann. Der junge Künstler, dessen Marinemalerei Naturwahrheit und glänzende Technik zeigen, entstammt selbst einem Küstenlande, der Provinz Schleswig-Holstein, und die Motive von der holländischen Küste mußten ihn daher heimathlich an.

Nachdruck verboten.

Der Elternsegens (La bénédiction).

Siehe das Bild von Dagnan-Bouveret Seite 20.

Das war ein richtiger „coup de tête“, als die hübsche Louison eines Tages ihrem gestrengen Papa erklärte, sie wolle von einer Hochzeit mit dem reichen Müller Leblen nichts wissen und würde nur ihrem François die Hand zum ehelichen Bunde reichen. Den François liebe sie nämlich, während der dicke und schon ziemlich angejahrte Meister Leblen ihr völlig gleichgültig sei.

Vater Lesdore traute seinen Ohren kaum, als er solche Worte aus dem Munde der stets so sanften Louison vernahm. Natürlich legte er ihnen weiter keine Bedeutung bei, war er doch fest überzeugt, daß Louison, da sie einen anderen liebte, sich erst noch eine geraume Weile mit Worten und Mienen gegen das väterliche Nachtgebot auflehnen, dann aber, wenn ihr Widerstand erschöpft wäre, sich unweigerlich seinem Willen fügen würde. Denn es gab auf dem großen, weiten Bauernhofe nur einen Willen, und das war der seine. Ihm beugten sie sich alle, vom Großknecht angefangen bis hinunter zum kleinsten Gänseljung — und so mußte es auch sein.

Es war ja ganz und gar undenkbar, daß eins der reichsten Bauernmädchen des Ortes so einen Thunachtig und Habenichts, wie den François Cornichon, heirathen möchte. Freilich, ein hübscher Burfche war der François schon, während der Müller mit seiner kupferfarbenen Nase und seinem häßlichen Embonpoint nicht gerade zu den Schönsten zählte. Aber der Müller hauste auf eigenem Grund und Boden, und François war nur ein armer Fischer, nichts weiter. Das gab natürlich den Ausschlag.

Mutter Lesdore wagte nie, ihrem Mann zu widersprechen. Sie wußte, daß er das nicht vertragen konnte. Aber sie wußte doch manch liebes Mal trotz anscheinender Nachgiebigkeit, oder vielleicht gerade mit deren Hilfe, ihren Kopf durchzusetzen. Ihr Alter war

ja auch nicht so schilmm, wie er sich gab. Also redete Mutter Lesdore fast täglich ihrem Kinde, wenn sie mit ihm allein war, Mutz zu. Es that ihr in der Seele weh, wenn sie sah, wie Louison täglich blässer und magerer und elender wurde, wie sie sichlich sich verzehrte in Leid und Gram und Kummer. Wenn sie dann so freundlich und so gut mit Louison redete, wenn sie ihr Mutz zusprach und sie tröstend darauf hinwies, daß wahre Liebe alle Hindernisse überwinde, dann lächelte wohl Louison, aber es war ein kaltes, trostloses und verzweifertes Lächeln, das nicht ihr Herz erwärmte.

Da müsse etwas gethan werden, meinte eines Tages die alte Madeline, welche als Botenfrau den Verkehr mit der nahen Kron-diffemeuts-Hauptstadt vermittelte. Und, resolut wie sie nun einmal war, wollte sie sich bei nächster Gelegenheit den Meister Lesdore einmal dorb vornehmen. Und richtig, sie that es. Sie heigte dem Alten thätig ein, indem sie ihn auf das klagliche Aussehen seines Kindes aufmerksam machte und ihn fragte, ob er es denn durch seinen Trost und Eigensinn in die Grube bringen wolle, ob er denn keine Augen habe und nicht sehe, wie Louison abfalle und dahnsiehe gleich einer Schwerverkrankten?

Vater Lesdore hatte gut der Botenfrau das Wort verbieten, der Hieb hatte dennoch gesehen. Die alte Madeline verstand es, einem in's Gemüth zu reden, viel feher sogar als der Pfarrer. Freilich, morden wollte er seine Tochter nicht — und sie sah in Wirklichkeit zum Erbarmen schlecht aus.

Sogar der Müller, der um jene Zeit öfter in's Haus kam, machte diese Wahrnehmung. Als er eines Tages in seinem breiten Platt zum Bauer sagte: „Most avis, qu'allo devient ben minco, la gosse,“ da hielt der Bauer den Zeitpunkt für gekommen, mit ihm ein ernstes Wort zu reden. Und der Müller war ein sehr ein-sichtsvoller Mann. Er sah ein, daß er und die Louison ein schlechtes Gespann abgeben würden, und da er in seiner Weise dem Mädchen wirklich gut war, hatte er nichts dagegen, daß es, um glücklich zu werden, den François heirathen solle.

Und jetzt sind sie nun endlich so weit. Der feierliche Moment ist gekommen. Das junge Brautpaar steht im Begriffe, in die Kirche zu gehen, um dort den Segen des Priesters zu empfangen. In der offenen Thür warten bereits die garçons und die filles d'honneur. Nur eine Ceremonie, einen althergebrachten Brauch des normannischen Landes, gilt es noch zu erledigen. Die Tochter tritt mit ihrem Brautigam vor die feilich geschmückten Eltern hin, deren Segen zu erbitten und Berzeihung für das, wodurch sie dieselben bewußt oder unbewußt gekränkt hat. Wenn alles in Erfüllung geht, was in diesem Augenblicke der alte Bauer, der andachtsvoll die Kerze in der Hand hält, und die Bäuerin da auf ihrem Bilde ihrem Kinde wünschen, so kann es diesem nie schlecht gehen im Leben. Selbst die drei älteren Herren rechts hinter der Gastafel, die sich in aller Herrgottsfröhe bereits ein kleines Frühstück haben munden lassen, als Borgeschmack des eigentlichen Hochzeitsmahles, selbst sie zeigen in ihren Mienen einige Ergriffenheit und Rührung. Nachdem der Vater den Segen über das vor ihm knieende Brautpaar gesprochen, und nachdem auch die Mutter unter Schluchzen ihren zärtlichen Gefühlen Ausdruck gegeben, umarmen die Braut-Eltern Braut und Brautigam und drücken ihnen herzhafte Küsse auf Stirn und Lippen. Alsdann ist die häusliche Ceremonie der „bénédiction“ beendet und nunmehr geht es zur Kirche.

Nachdruck verboten.

Amulette und Talismane.

Mit Benutzung von Aufzeichnungen des Dr. jur. Adol-Vallemant.

Mit fünf Abbildungen.

Das Jahrhundert der Aufklärung und der gewaltigen Fortschritte der Naturwissenschaften hat sich daran gewöhnt, mittheilid herabzusehen auf die Zeit der Mystik und des Aberglaubens, und doch belehrt uns jeder Blick in die Anzeige-Spalten der Tages-Zeitungen, daß jene dunklen Gewalten noch immer ihre Herrschaft ausüben. Geheimmittel und Wahrsagekunst finden selbst in den Großstädten, den Mittel- und Sammelpunkten der Intelligenz, einen fruchtbaren Boden. Auch das ausgeklärteste Individuum wird bei erster Selbst-Prüfung in seinem Denken irgend eine Stelle finden, wo es empfänglich ist für unerklärliche, mystische Einflüsse. Das Erkennen deht seine Grenzen immer weiter aus, aber die Natur-Gewalten sind unendlich mannigfaltig in ihrem complicirten Wirken, und wo dieses sich der Erkenntniß entzieht, da beginnt das Reich des Glaubens, und darüber hinaus das des Aberglaubens.

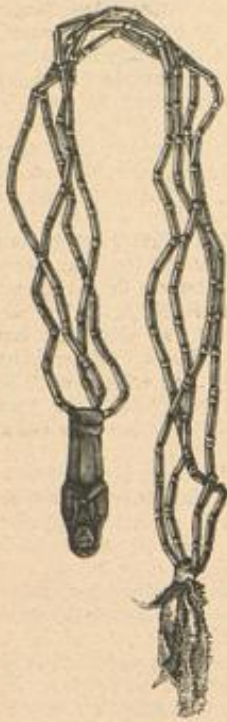
Bermeintliches Erkennen, Glaube und Aberglaube hängen in der Mystik untrennbar zusammen. Lächelnd an diesem Ge-wirr vorübergehen, heißt seine Macht verlernen, die sich in gar modernen Erscheinungen, wie Hypnotismus, Suggestion und Spiritismus, bethätigt. Man lerne den Aberglauben in seinen verschiedenen Verkörperungen verstehen, und man wird ihn als im tiefsten Wesen des Menschen begründete Schwäche verzeihen.

Eine allgemeine Geschichte des Aberglaubens ist ebenso unmöglich, wie eine Geschichte des menschlichen Empfindens überhaupt. Furcht und Hoffnung sind die beiden Pole, zwischen denen der trübe Strom aller in das Gebiet der Mystik gehörigen Erscheinungen hin- und herwogt, aus halbem Erkennen neuen Zuflut empfangend, hier und da sich zu reinem, durch-sichtigem Glauben abklärend.

Der Aberglaube steht als Wahrzeichen am Anfang und am Ende der Religionen. Wo das Bewußtsein von einer höheren Gewalt anfängt, und wo es sich zerpfittert und versfällt, findet er seinen Platz zu allen Zeiten und bei allen Völkern. So lange Furcht und Hoffnung des Menschen Herz bewegen, ist ihm zwischen den beiden legitimen Gewalten des Glaubens und des Erkennens ein illegitimes Plätzchen gesichert.

Dem inneren, feilischen Kampf des Guten und Bösen entspricht in der Außenwelt der der nützlichen und schädlichen Gewalten, deren Uebermacht der Mensch zunächst verständniß- und darum hilflos gegenübersteht. Dem Unverständnen setzt er das Unverständliche entgegen, der geheimnißvoll zerstörenden Naturkraft das ebenso geheimnißvoll abwehrende und erhaltende Symbol.

Im Symbol vereinigt sich das Ueber-sinnliche, Unsichtbare mit dem Handgreiflichen, Sinnlichen bisweisen — zum Un-sinn, erweist sich aber selbst dann noch als heilkräftig, weil es dem schutzlos die Naturgewalt Fürchtenden neue Hoffnung einflößt. Der Aberglaube zeigt sich hier in seiner Wirkung dem Glauben verwandt, denn mit dem Vertrauen wächst die Widerstandsfähigkeit. Als ein



Ägyptisches Amulett in glasirtem Ton.

solche, ein um den Hals oder an irgend einer anderen Stelle des Körpers zu tragendes Schutzmittel gegen Krankheiten, bösen Blick und sonstige schädliche Einflüsse. Im Laufe der Zeit hat sich im Sprachgebrauch ein nicht immer gültiger Unterschied dahin ausgebildet, daß das Amulett die böse Gewalt mehr abwehrt, während der Talisman sie seinem Träger unterwirft und unterthänig macht.

Aus dem Wunderlande des Orients schon dem Namen nach stammend, gehörten Amulette und Talismane von jeher und zu allen Zeiten zu den bevorzugtesten Werkzeugen des Aberglaubens. Ägypter und Babylonier, Juden und Ägypter, Griechen und Römer vermeinten sich durch sie gegen den „bösen Blick“, gegen Krankheiten und Unfälle aller Art schützen zu können, und der Glaube an sie rettete sich, an die heidnische Tradition anknüpfend, durch die Kreuzzeuge befestigt, in das Christenthum hinüber. Bibel und Talmud, die Kabbala und die gnostischen Schriften lieferten Text und Sinnbilder für Wahrzeichen aus Stein und Metall, deren Kraft keineswegs darunter litt, daß das Verständnis für ihre Bedeutung sich immer mehr verlor.

Die hier abgebildeten Amulette wurden ausnahmslos um den Hals gehängt, auf der bloßen Brust getragen, so ihre Kraft unmittelbar mittheilend.

Die Ägypter führten mit Vorliebe die Göttermutter Isis selbst in den Kampf gegen die bösen Dämonen. An einem aus grüngläsernen Thonperlen gebildeten Bande hängend, schüzt ihr Abbild aus demselben Stoffe geformt, gegen alle zerstörenden Gewalten. Fehlen an diesem Amulett die Inschriften, so umhüllen die braunen, runden und buchförmigen Lederkapseln des arabischen Amulett-Bandes sicher heil- und zauberkräftige Koran-Sprüche, heilsame Pflanzen und Mineral-Stoffe. Ein Wunder-Sprüchlein dürfte auch das viereckige, buchförmige Amulett enthalten haben, dessen Decken auf seine Tragweise hindeuten. Grüne, blaue und gelbe Emaillen schmücken die seine Deckel bildenden Silberplatten und umgeben, orientalisches gemustert, in der Mitte der Vorderseite einen ebenfalls in Silber gefassten rothen Korallen-Knopf, wie denn die Koralle sich in dem medicinischen Arsenal der Mystik eines besonderen Rufes er-

Soldat im dreißigjährigen Kriege von einem angeblich „Kugelfesten“ Kameraden ein Zauber-Sprüchlein verlangte, da schrieb ihm dieser auf einen Pergament-Zettel: „Wehr dich, Memme!“ Der Wunderlüchtige fürzte sich in das dichteste Kampfgewühl und kehrte ruhmbedeckt und unverletzt aus dem Kugelfregen zurück.

Das menschliche Empfinden hat sich niemals an den Widerspruch gewöhnen können, das — vielleicht nur scheinbar Schädliche und Böse auf eine allgütige Gottheit zurückzuführen. Die Dämonen- und Geisterwelt trat hier vermittelnd ein, und wenn man nun einmal mit in ihren Kampf gegen das Nützliche und Gute verwickelt werden mußte, so konnte man gegen sie schon mit kleinen Mittelchen auskommen, die einer allgewaltigen Gottheit gegenüber vergeblich gewesen wären.

Amulette und Talismane gehören in das Gebiet jener Symbole, die sich mit Vorliebe an scheinbar Unbedeutendes knüpfen, um ihre Kraft um so glänzender zu bewähren. Amulett (vom arabischen hamalat, Anhängsel) und Talisman (vom arabischen talsam, Plural talasim, Zauberbild) bezeichnen ursprünglich ungefähr dasselbe, ein um den Hals oder an irgend einer anderen Stelle des Körpers zu tragendes Schutzmittel gegen Krankheiten, bösen Blick und sonstige schädliche Einflüsse. Im Laufe der Zeit hat sich im Sprachgebrauch ein nicht immer gültiger Unterschied dahin ausgebildet, daß das Amulett die böse Gewalt mehr abwehrt, während der Talisman sie seinem Träger unterwirft und unterthänig macht.

Aus dem Wunderlande des Orients schon dem Namen nach stammend, gehörten Amulette und Talismane von jeher und zu allen Zeiten zu den bevorzugtesten Werkzeugen des Aberglaubens. Ägypter und Babylonier, Juden und Ägypter, Griechen und Römer vermeinten sich durch sie gegen den „bösen Blick“, gegen Krankheiten und Unfälle aller Art schützen zu können, und der Glaube an sie rettete sich, an die heidnische Tradition anknüpfend, durch die Kreuzzeuge befestigt, in das Christenthum hinüber. Bibel und Talmud, die Kabbala und die gnostischen Schriften lieferten Text und Sinnbilder für Wahrzeichen aus Stein und Metall, deren Kraft keineswegs darunter litt, daß das Verständnis für ihre Bedeutung sich immer mehr verlor.

Die hier abgebildeten Amulette wurden ausnahmslos um den Hals gehängt, auf der bloßen Brust getragen, so ihre Kraft unmittelbar mittheilend.

Die Ägypter führten mit Vorliebe die Göttermutter Isis selbst in den Kampf gegen die bösen Dämonen. An einem aus grüngläsernen Thonperlen gebildeten Bande hängend, schüzt ihr Abbild aus demselben Stoffe geformt, gegen alle zerstörenden Gewalten. Fehlen an diesem Amulett die Inschriften, so umhüllen die braunen, runden und buchförmigen Lederkapseln des arabischen Amulett-Bandes sicher heil- und zauberkräftige Koran-Sprüche, heilsame Pflanzen und Mineral-Stoffe. Ein Wunder-Sprüchlein dürfte auch das viereckige, buchförmige Amulett enthalten haben, dessen Decken auf seine Tragweise hindeuten. Grüne, blaue und gelbe Emaillen schmücken die seine Deckel bildenden Silberplatten und umgeben, orientalisches gemustert, in der Mitte der Vorderseite einen ebenfalls in Silber gefassten rothen Korallen-Knopf, wie denn die Koralle sich in dem medicinischen Arsenal der Mystik eines besonderen Rufes er-

freut. Die Zeichensprache der Symbolik schreibt ihr, wohl um ihrer rothen Farbe willen, blutstillende Wirkung zu.

Besonders interessant ist eine aus Ziegenmerbesiß stammende rothleibene Schnur, an der eine ganze Reihe von Amuletten hängt, die deutlich zeigen, aus wie entlegenen Winkeln der Aberglaube seine Werkzeuge holt.

Zunächst erregt die Aufmerksamkeit ein in dieses Silber gefaßtes, mit dem Wardenstempel versehenes schwarzes Crucifix. Es umfaßt eine „Schwarze Maria“, d. h. eine aus schwarzem Holze geschnitzte weibliche Figur mit einem Kinde auf dem Arm, wie sie noch heute an vielen Wallfahrtsorten wie Loretto, Einsiedeln, Altöttingen, im Kreml, in Genoschaw und Paris verehrt, oder auch als schützendes Amulett auf der Brust getragen wird.

Während des ersten Kreuzzuges im ersten Jahrhundert wurde den Kreuzfahrern von den Saracenen, Ägyptern und Arabern eine Menge kleiner Statuetten aus Ebenholz, Cedern- oder Sykomorenholz gezeigt und verkauft, welche die ägyptische Isis mit ihrem Sohne Horus auf dem Arme darstellten, von den Mönchen und Pilgrimen aber, als vom Grabe des Erlösers herrührend, in das Abendland eingeführt wurden. Die christliche Kunst-Legende wußte dann von dem Evangelisten Lucas zu erzählen, der das erste Bildniß der Jungfrau Maria nach dem jüdamitischen Weibe im Hohenliede (Cap. 1, v. 5) gemalt habe. Die ägyptische Isis wurde so zur christlichen Maria.

Die zwei herzförmigen, in starkes Silber gefassten „Krottensteine“ machen „ein gut Gesicht“, schwoigen, so oft sie Gift merken, sei es, daß man sie am Halse trägt oder wenn man mit ihnen die Brust streicht.

Diese Krötensteine wurden im sechzehnten Jahrhundert zu hohen Preisen von den Zauber-Mystikern verkauft und sollten „an der Stirn des Krottenkönigs von dem Speichel, so ihm andere Krotten anblasen, wachsen. Aus den zu Pulver verbrannten Krotten, worin der Stein verblieben, werden andere lebendige Krotten.“ Es sind unschuldige Silicate, die geätzt oder gebrannt wurden, um das Ansehen eines Krötenrückens mit vielen Warzen zu gewinnen.

Eine wichtige Rolle bei Jägern und Wilddieben, und namentlich im dreißigjährigen Kriege bei den Landsknechten als Schutzmittel gegen Schreden und Erkältung spielt der sogenannte „Schredstein“ oder „Wärmestein“. Werden lapis lipparus bei sich trägt und darin siebet, zu dem kommt alles Wild und siehet ihn an.“ Dies lipparus hängt mit dem lateinischen lipus, übel, scheel, hegenhaft, zusammen und erinnert an den „bösen“, oder „Herenblick“.

Der am Zigeuner-Halsband befestigte „Schredstein“ ist ein in starkes Silber gefasster Serpentin-Stein, wie er noch heute in Sachsen und Schlesien den Kindern der Arbeiter und Landleute als Mittel gegen Erkältung und Gefahr um den Hals gehängt wird. Auf der Silberplatte des Reverses ist das „In hoc signo vinces“ mit dem darüber stehenden Kreuze eingegrift, so daß das Amulett kaum älter, als die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts sein dürfte.

Auch der in Silber gefasste, oben und unten mit einer Deje verfehene herzförmige Achat figurirt als wichtiges Schutz-Amulett in der Zauber-Mystik. „Achat ist gut zu den Scorpions-Biß, darauf gebunden oder gefiriden, mit Wasser, nimmt alsbald den Schmerzen hinweg. Gestossen auf die Wunden gegeben, heilet er den Schlangenbiß.“ Angetragen macht er wolkredn, weiß, lieblich und angenehm. Zum Haupt eines Schlafenden gelegt, zeigt er ihm vielerley Bildungen der Träume.“

Ähnliche Wirkung wurde der von einer Silberöse mit zwei Platten gehaltenen Alabastrer-Kugel zugeschrieben. Vom Alabastrites heißt es bei den Adepten: „Die welche honigfarb sein, obenauf gefesct und spredlich und nicht durchsichtig, die werden am meisten gelobt. In ein Pflaster vermischet, erweicht er die Verhärtungen und des Magens Schmerzen. Außerlich getragen, leidet er und vertreibt er alles Gift und macht die Wiberjader überwinden und die Träume ohne Auslegung verstehen.“

Das gehenkete, mandelförmige, auf der einen Seite viereckig geschliffene Stück Glas, ist ein sog. „Schwindelstein“. Der Schwindelstein gegen die Sonne gehalten, giebt Feuer von sich; wenn er um den Hals gehängt wird, schüzt er gegen den Schwindel; unter die Zunge gelegt, löschet er den Durst.“ Daß der hier vorliegende Krystall wahrscheinlich von einem Kronleuchter herrührt, hat seiner Wirkung hoffentlich keinen Abbruch gethan.

Die übrigen Theile des merkwürdigen Halsbandes sind gewöhnliche christkatholische Symbole, wie sie überall verehrt und getragen werden.

Einer besonderen Beschreibung und Erläuterung bedarf dagegen noch das große, buchförmige, mit rothen Sammetdeckeln

und ausgezacktem Silber-Beischlag verfehene Amulett, welches das Hauptstück des Halsbandes ausmacht. Nach Lösung der Hülle zeigt sich auf der Rückseite ein aufgeklebter roher Holzschnitt, den gefesselten Apostel Petrus darstellend. Von den vier Couvert-Flügeln ist der oberste mit christlichen Symbolen bedekt, der linke zeigt das abgebaute Haupt des heiligen Anastasius, der rechte den heiligen Florian mit dem Feuerfegen, der untere die heilige Maria von Loretto mit der Unterschrift:

O Maria mit deinem Kind Segne mein hauß Vieh und gesünd, Bewahr uns all vorm seeln Tod, Vor Krieg, hunger, Pest und feuersnoth.

Das Hauptbild giebt das Schweistuch, von Heiligenköpfen und Martir- Werkzeugen umgeben, wieder.

Ein im Innern befindliches Stüchchen weißgrauen Stoffes dürfte irgend eine Reliquie sein, so daß dieses, wohl dem 16. Jahrhundert angehörige Amulett, mit seiner Fülle von Symbolen, sich als kräftiges Schutz- und Erzmittel gegen alle Fährnisse des Leibes und der Seele darstellt.

Das ganze Zigeuner-Halsband besteht offenbar aus einer zu verschiedenen Zeiten zusammengeflochtenen Reihe von Amuletten, deren seltsames Gemisch für den Zigeuner-Glauben oder Aberglauben charakteristisch ist. Erkennt doch der Zigeuner neben seinem alten „Großen Gott“ und der Anzahl der aus den merkwürdigen Verbindungen hervorgegangenen Krankheits-Dämonen in schweren Fällen auch den „Kleinen Gott“ (Christus) an, den er gern jenen offensbaren Feinden und unzuverlässigen Helfern gegenüber oder zur Seite stellt. Die Taufe vermag an seinen durch die Tradition geheiligten Ueberzeugungen wenig zu ändern. Neben dem „neuen Glauben“ wahr er hartnäckig sein Vertrauen auf die geheimnißvolle Kraft der Steine. Der symbolische Zusammenhang zwischen den künstlich erzeugten Warzen des Krötensteins und seiner Wirkung als Gegengift, zwischen der Durchsichtigkeit des Krystalls und der ihm innewohnenden Macht, Schwindel und Betrug aufzudecken, entgeht seinem Verständnis, aber er glaubt daran, und findet in diesem Kampfe gegen schädliche Natur-Einflüsse.

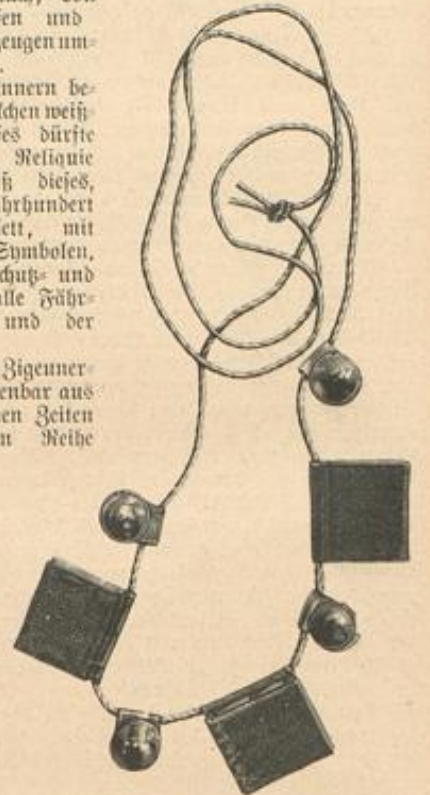
(Fortsetzung folgt.)



Buchförmiges Amulett in Silber mit Email.



Das buchförmige Medaillon des Halsbandes, geöffnet.



Arabisches Amulett; Schnur mit Lederkapseln.

Redaktions-Post.

Frau M. H. in Königsberg. — Gewiß entscheidet auch über den Gebrauch der Visiten-Karte die Mode, und gerade die jüngste Zeit hat manche Neuerung gebracht. Die Form der Karte ist nach dem Vorgang der Engländer eine viel handlichere geworden, etwa 7 cm zu 4 cm gelten als genügend. Auch das früher allgemein übliche Umbiegen der Ecken hat eine Reihe von Wandlungen durchgemacht. Das Eintischen des Cartons bedeutete links oben p. r. v. (pour rendre visito), rechts oben p. l. (pour laisser), links unten p. p. e. (pour prendre congé), rechts unten p. e. (pour condoler). Später bog man den ganzen Rand links bei einem geschäftlichen, rechts bei einem Condoleanz-Besuch um. Auch das ist eine Mode von gestern; heute bezeichnet man den Zweck seines Kommens nur noch links in der unteren Ecke der Karte durch p. l., p. p. e. oder p. e. Natürlich gelten selbst diese Reste der früheren Sitte nur dann, wenn man den zu Besuchenden nicht antrefft. Geschmacklos ist eine Uebersetzung der Karte mit Titeln und Standes-Bezeichnungen. Auch hier ist im Gegensatz zu dem Amerikaner die Einfachheit des Engländers maßgebend. Wir haben jenseits des Canals nur ein einziges Mal eine Karte zu Gesicht bekommen, welche die merkwürdige Aufschrift trug: Mr. X., knight Commander of the most distinguished order of Charles II, und sie erregte allgemeines Staunen und Lachen.

Abonnetin in Prag. — Humoristische Gedichte und Erzählungen, die sich zum Vortrage in der guten Gesellschaft eignen, finden Sie in folgenden Sammlungen:

Oiga Morgenstern, für gefällige Kreise, Rosenbaum und Hart, Berlin.

Franz Wallner, Museum komischer Vorträge, Otto Jantze, Berlin.

E. Henle, Was soll ich declamiren? Schwabacher, Stuttgart.

G. H. in Hannover. — Die Mädchen-Gymnasial-Schule des Vereins „Frauenbildungs-Reform in Weimar“ will ihren Schülerinnen, den Knaben-Gymnasien entsprechend, die nöthigen Kenntnisse für die Ablegung des Maturitäts-Examens und für den späteren Besuch einer Universität übermitteln. Die aufzunehmenden Schülerinnen müssen das vierzehnte Lebensjahr zurückgelegt und eine höhere Töchterchule besucht haben. Das Schulgeld beträgt 250 Mark jährlich. Uebrigens werden auch Hospitantinnen für einzelne Fächer aufgenommen. Alles Nähere erfahren Sie, indem Sie sich direct an den „Verein Frauenbildungs-Reform in Weimar“ wenden.